

Der St. Andreastag (30. November)

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 48

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Millionen Tonnen im Jahre 1911. Dies macht fast zwei Drittel der deutschen Erzförderung überhaupt aus. Wenn heute die Deutschen den Besitz Lothringens als eine Existenzfrage für ihren Staat bezeichnen, so ist es ihnen damit ohne Zweifel ernst. Dazu kommt, daß die meisten lothringischen Erzgruben durch die neuzeitlichen Konzern-Gründungen in die Hände großdeutscher Kapitalisten übergegangen sind. Rechnen wir den bedeutungsvollen Umstand dazu, daß im Jahre 1904 in der Nähe von Mülhausen große Kalk-Lager entdeckt wurden, die noch der Ausbeutung harren, so begreifen wir die Leidenschaftlichkeit, mit der von deutscher Seite der Gedanke einer Rückgabe der Reichslande abgelehnt wird. Andererseits wird uns klar, daß, wenn Frankreich um Elsaß-Lothringen willen den Weltkrieg verlängert, dies nicht aus rein idealistischen Gründen geschieht, sondern daß vielleicht Hunderttausende von jungen Menschenleben für kapitalistische Interessen hingeopfert werden sollen. Diese Interessen aber haben mit denen der Bevölkerung, um deren Wohl und Wehe es geht, nichts gemein. Wir begreifen, daß sich die Elsaß-Lothringer, einige Ausnahmen nicht gerechnet, in der Frage passiv verhalten. Der Zeitpunkt, da sie ihre Meinung über ihr eigenes Schicksal äußern können, ist eben noch nicht gekommen.

Mit lebhaftem Interesse verfolgen wir Schweizer die auch für uns eminent bedeutungsvolle Frage. Wir können nicht wünschen, daß ihre Lösung durch Gewalt geschehe, und darum sind uns die Zusqu'aubontisten auf der einen Seite ebenso zuwider wie die Kraftproben auf der andern Seite, für die es in dieser Frage nur ein „Niemals“ gibt, auch wenn es sich um die Forderungen einer mächtig daherschreitenden neuen Zeit handelt. H. B.

Der St. Andreastag (30. November).

Volkstümliche Skizze.

Die Volkskunde hat eine sehr schöne und dankbare Aufgabe, all die mehr und mehr verschwindenden Volksbräuche, die alten Wörter und originellen Redensarten, die sich auf gewisse Zeiten konzentrierenden Volksitten festzuhalten, um sie auf diese Weise der Vergessenheit zu entreißen und einem spätern Geschlecht aufzubewahren, diesem so Kenntnis gebend vom innersten Wesen und Denken der Väter. Denn das so gesammelte Material spielt bei der Beurteilung einer Zeitperiode, eines Volkes, eine sehr wichtige Rolle. Viele schöne Bräuche also hat sie schon vor ganzlichem Untergang gerettet. Und das darf uns freuen.

Der St. Andreastag, der 30. November, hat im Leben unserer Väter eine sehr wichtige Rolle gespielt. Wir wollen im Nachstehenden versuchen, über die alten St. Andreasbräuche und über den mit dem 30. November zusammenhängenden Aberglauben ein kleines Bild zu entwerfen. Da und dort wird es aber sicher noch Leserinnen und Leser geben, die die Ausführungen durch persönliche Erlebnisse und Erzählungen ergänzen könnten.

Der Andreastag ist vor allem für alle Heiratslustigen ein wichtiger „Vostag“ gewesen, an welchem man sein künftiges Geschick in bezug auf die Heirat vernehmen konnte, wenn man sich allerlei Gebräuchen und Orakeln unterwarf. Besonders für die liebebedürftigen Jungfrauen war die Mitternachtsstunde vom 29. auf den 30. November dazu angetan, die „dunklen Geschicke“ zu offenbaren und gar manches Jungfräulein wird mit Leidenschaft den heiligen Andreas, den „sanctorum mitissimus“ angerufen haben, damit er ihr den Ersehnten beschere. Aus dem Kanton Zürich ist uns ein drolliges Andreasgebet erhalten. Das junge, heiratslustige Mädchen bestieg abends sein Bett rückwärts und betete inbrünstig:

„Sie uf der Bettstatt sitz i,
O Andreas, i bitt di,
Zeig mer hinccht i der Nacht,

Wele Schatz mich denn biwacht;
Ist er reich, so chunnt er g'ritte,
Ist er arm, so chunnt er g'schritte.“

Alsdann soll sie das Bild des Zukünftigen unter dem Tisch gesehen haben. Die Andreasgebete waren überhaupt beliebt, so daß man annehmen muß, der heilige Andreas, der als besonders freundlich und mildtätig geschildert wird, habe früher die Stelle eines Gottes vertreten, der glückliche Ehen stiften, sogar Schätze verleihen könne. Die Gebete weichen, je nach den Landesgegenden, in welchen sie üblich waren, etwas voneinander ab. In einzelnen Orten war der Jungfrau vorgeschrieben, in der Mitternachtsstunde zum Andreastage sich in ihrem Zimmer einzuschließen, schweigend auszuleiden und hernach nackt, wieder schweigend, rücklings die Kammer zu wischen und beim ersten Schlag der Mitternachtsstunde zu beten:

„Heiliger Andreas, ich bitte dich,
Laß mir erscheinen
Den Liebsten mein,
Wie er geht und steht,
Wie er mit mir zur Kirche geht!“

Ein Bild in den Spiegel sollte nun das Orakel erfüllen. An einem dritten Orte lautete das Gebet:

„Andreas, ich bitt' dich,
Brotbrett, ich tritt dich,
Gib mir doch in myn Sinn,
Wer mein allerliebster Schatz möcht syn.“

Aber noch ganz andere Orakelgebräuche führten zum ersehnten Ziel: zur Offenbarung des Allerliebsten. Im Emmental war das sogenannte „Schübelladewische“ ein beliebter Volksbrauch. Der Brauch soll heute noch von besonders stark liebenden Mädchen heimlich angewendet werden. Die Schübellade trifft man noch vielerorts in alten Bauernhäusern. Es ist dies ein Laden zum Schieben, ungefähr einen halben Meter breit und einen Meter lang, ein Brett zum Verschieben, um Blumentöpfe darauf stellen zu können. Das Brett findet sich im ersten Stockwerk. Das junge Mädchen nun mußte in der Andreasnacht dieses Brett schweigend und sorgfältig abwischen, um sich nachher sofort ins Bett zu begeben. Und in den süßen Träumen der Nacht spielte das Bild des Zukünftigen die Hauptrolle. Mochten die älteren Leute über den Brauch auch lachen und spotten, die jungen Mädchen waren felsenfest von dieser untrüglichen Orakelmöglichkeit überzeugt und das war ja schließlich die Hauptsache. Anderwärts mußte das orakelnde Mädchen nach dem Wischen des Schübelladens den Tisch deden, worauf es im Geiste beim obersten Gedäch den Herzallerliebsten bemerkte. Feurig liebenden Jungfrauen hat die rege Phantasie sicher den Richtigen an den Tisch geaußert, das Mädchen damit von der Heiligkeit der Andreasbräuche überzeugend.

An vielen Orten kehrte das junge Mädchen am St. Andreastag rückwärts laufend die Stube, blickte nachher sofort in den Spiegel, der ihm den Liebsten offenbarte. Oder es trug, nachdem es zur Mitternachtsstunde nackt Stube oder Küche gefehrt hatte, den Kehricht, rückwärts laufend, hinaus und konnte dabei seinen zukünftigen Eheherrn erblicken. Verbreitet war auch der Glaube, daß es ledig sterbe, wenn es statt des Liebsten hinter einem Baum einen Sarg erblicke.

Häufig angewandt wurden auch das Bleigießen, wie wir es auch aus der Silvesternacht kennen, und das Eiweißschlagen. Aus der Form des Bleies oder des Eiweißes wollte man den Liebsten erkennen. Ähnlich ist das Herausziehen eines „Scheites“ aus der Holzbeige. Dies wurde von Jünglingen und Jungfrauen praktiziert. Die Form des „Scheites“ deutete auf die Gestalt des Liebsten oder der Liebsten hin. War es schlank, wohlgeformt, so war es der oder die Liebste auch, war es dick, so wurde dies ent-

sprechend angewendet, war es krumm, knorzig u. ebenfalls. Das „Scheit“ mußte aber rückwärts und aufs „Geratwohl“ herausgezogen werden, sonst war das Drafel unglücklich. Die Rinde am „Holzscheit“ offenbarte zukünftigen Reichtum.

Sehr umständlich ist der Rat an die heiratslustigen Knaben oder Mädchen, bei drei Witwern oder Witwen je drei Fingerhüte voll Salz, Mehl und Wasser zu einem Teig zu erbetteln, diesen vor Mitternacht zwischen zwei Steinplatten zu baden und zu essen, um nachher sofort das Bett aufzusuchen. Die Wirkung des Genusses dieses Miniaturgebäudes zeigte sich in den nun eintretenden süßen Träumen vom Herzensallerliebsten oder vom Liebchen.

Vom Brautwerber war im Simmental verlangt, in der Andreasnacht zwischen 11 und 12 Uhr aus 7 Brunnen Wasser zu trinken. Sollte das Drafel aber wirksam sein, so mußte er wohl darauf achten, daß er keine einzige Wasserleitung überschritt. Beim siebenten Brunnen konnte er das Bild seiner Braut im Wasserspiegel sehen. Anderwärts mußte der Jüngling, der Brautwerbung vorhatte, auch aus sieben Brunnen Wasser trinken. War ihm beim siebenten Brunnen ebenso wohl wie beim ersten, so war seine Sache auf gutem Boden und seine Werbung wurde erhört. Im Toggenburg wiederum mußte der Jüngling nach dem Wassertrinken den Dorfweiher oder, wo dieser fehlte, den Dorfbach aussuchen, um das Bild der beschiedenen Eheliebsten zu erblicken. Ganz ähnliche Bräuche spielten sich übrigens auch in der Weihnachtsnacht ab.

Werde ich im kommenden Jahre in das Haus meines Liebsten Einzug halten können? So fragt das sehnsüchtige Mädchen. Wohl, in der St. Andreasnacht kann es dies auf sehr einfache Weise vernehmen. Es wirft einen Schuh rückwärts die Treppe hinunter. Kommt er unten so zu liegen, daß die Spitze nach außen, also von der Treppe weg schaut, so wird die Hochzeit im folgenden Jahr stattfinden. Oder es begibt sich in den Schafstall, greift im Dunkeln wahllos nach einem Schaf. Ergreift es ein junges Schaf, so geht der Wunsch nach baldiger Heirat in Erfüllung. Wer an den Schafstall klopft, kann aus dem entstehenden Geblöde übrigens auch Schlüsse auf das Alter der oder des Liebsten ziehen. Blödt zuerst ein junges Schaf, so ist der oder die Zukünftige auch jung, blödt ein altes Schaf, so ist die Nutzenwendung allerdings weniger „lieblich“ und erwünscht. In ähnlicher Weise schließt der Heiratslustige aus der ersten menschlichen Begegnung am Andreastage auf das Alter der vom Schicksal Beschiedenen, ja, die Behauptung geht so weit, der Bursche heirate das Mädchen, dem er an diesem Morgen zuerst begegnet.

Das sind, bunt durcheinander, einige Volksbräuche, die den Andreastag zum Los- und Drafeltag ersten Ranges für alle Heiratslustigen stempeln. Wer probiert die Richtigkeit der vorstehenden Zeremonien? Am Andreastag ist aber noch ganz anderes „los“. Noch unzählige andere abergläubische Dinge knüpfen sich an ihn. So tanzen in der Geisterstunde auf allen Kreuzwegen die Hexen. Es ist deshalb sehr gefährlich, sich um diese Zeit auf einen Kreuzweg zu begeben. Unbeschadet dürfen dies nur Sonntagskinder tun, denen die Hexen nichts anzuhaben vermögen. Diese werden aber sehr interessante Dinge sehen können. Sie werfen einen Blick in das Jenseits, sehen verborgene Schätze u. Ein am Andreastag geschnittenes Hölzchen hat Wunderkraft. Trägt man es stets in der Tasche bei sich, so kann man mit ihm Splitter, die in die Haut gedrungen sind, entfernen. Das „Spritzenhölzli“ muß aber aus Weißdorn sein. Wer an heiligem Ort in der Andreasnacht ein Gefäß mit Wasser aufstellt, kann am Morgen Geld darin finden usw.

Die vorstehenden Ausführungen zeigen, welche Bedeutung unsere Urgroßväter und Großväter dem 30. November zumachen und wie wünschenswert es ist, die interessanten Bräuche zu sammeln, bevor sie „unsere alleswissende“ Gegenwart gänzlich vergessen hat.

V.

„Am Heidewäg“.

— Es Lied us em Seeland. —

Von Walter Morf, Bern.

(Schluß.)

Das Bahnwärterhüsli het e chly
Verschlafe gluegt i wylden Wn.
Und wo-n-ihm d'Sunne d'Dügli puht,
Ish's ganz erwachet und het gschtuht:
„Was isch ächt los, het's ächt no gschneit?“

„Was wett ächt sy!“ het ds Blüeschtli gseit,
„Der Meje-n-isch halt einisch cho,
I ha's scho letschti Nacht vernoh.
Da ha-n-is myne Gschpahne gseit,
Drum gsehich is jich wie zuehagschneit.
Gäll, Hüsli, 's git no andre Dampf
Als derige bim Rueß und Gschlampf,
Wo dir macht d'Duge trüeb und blind?
Der Mej isch cho und Bänzes Chind!“

„Was chunt di hütt no alles a?“
Het ds Hüsli gmacht enanderena,
„Chuun bich de da und machsch e Schnuuf,
So lasch di wie ne Rose-n-uf!
Wie wettich de ds Heidi o ha gseh!
Es isch ja no am Gardasee!
I weiß's no guet, vor mängem Jahr,
Da ha-n-ig syner Chruuselhaar,
Ds verbriegget Gsichtli da no gseh,
Und ds Züsi het denn gmacht: Herrjeh,
Wie geit o d'Yebahn so gschwind
Mit üsem liebe, arme Chind!
Ish seisch du, 's sygi umecho.
I ha no nüt eso vernoh!
I hätt's doch gwüß o müesse gseh!“

„Jä, wenn me meint, mir syge Schnee,
Ish's dank es Zeiche, daß me ds Bett
D gärn chly lang am Schatte het!“
Het ds Blüeschtli us em Grüene gmacht
Und het i ds Blaue-n-ufe glacht.

„I bi scho alt,“ meit ds Hüsli druuf,
„Der Dienischt ryht eim fascht mängisch uf.
Mi het halt Tag und Nacht fei Rueh
Und drückt's eim öppe d'Duge zue,
So cha eim sider mängs etgab!
Gottlob, isch jich der Meje da!
Ish luegt me wider gärn i d'Wält!
Und gseht me ds Heidi duß im Fäld,
So het eim d'Fröüd de wider wach,
Bis d'Schtärne schyne eim uf ds Dach!“

Am Heidewäg het's Lärme gäh.
„Mi cha da inne nüt vernäh,
Was duße wider einisch geit!“
Het ds Gugglerli im Zytli gseit.
Und ds Spinneli meint o im Ghüüs:
„I weiß es o, 's het syner Müüs,
Bis me da inn' es Wort verschteit
Und öppe merkt, was duße geit.
All Schtund geit ds Türli nume-n-uf
Und geit de na mene churze Schnuuf
Scho wider zue. Im fischtere Loch
Chöü mir de wider wie nes Bloch.
Muultrumme bis e Fädere schnell
Und di vor ds Türli usechtell.
Wart nume, i bi nid vo Holz!
I bi no uf mys Handwärd, schtolz!“